

Das sportliche Leben hat eine alte Tradition. In zahlreichen Disziplinen gehören die erzielten Leistungen zur bundesdeutschen und internationalen Spitze. Göppingen war als Sportstadt mehrfach Turnfeststadt, so 1962 beim 50. Schwäbischen Landesturnfest, war 1972 Ausrichter der Vorrundenspiele des olympischen Hallenhandballturniers und 1974 der Tischtenniseuropameisterschaften der Junioren.

Schulen, Kultur, Sport und Wirtschaft strahlen nach außen und üben umgekehrt eine Anziehungskraft auf Göppingen als Zentralort aus, in den täglich etwa 13000 Menschen zur Arbeitsstätte pendeln. Die Einwohnerzahl stieg von 1939 bis 1970 von 28000 auf 48000, ist aber seitdem etwas rückläufig. Die Zukunft läßt darum nicht ruhen. Die Stadt Göppingen von morgen wird ihrer geschichtlichen Tradition verbunden bleiben, sich aber auch immer den lebenswichtigen Bedürfnissen ihrer Bürger in Gegenwart und Zukunft verpflichtet wissen.

Stadtarchivar Dr. Dieter Kauß, Stadtarchiv, Postfach 1149, 7320 Göppingen

Kurt Leipner

Aus der Geschichte Stuttgart

Im Gebiet des heutigen Stadtkreises Stuttgart sind schon aus der frühesten Menschheitsperiode — der Altsteinzeit — Spuren menschlicher Wirksamkeit auf uns gekommen. Im Neckartal haben die bei Cannstatt sprudelnden Quellen die damals lebenden Tiere angezogen, denen Jägerhorden nachfolgten. Auch aus den folgenden Geschichtsepochen gibt es Überreste. Wichtig sind zwei sogenannte Fürstengräber aus der Zeit um etwa 500 v. Chr. (Hallstattzeit), die auf dem Steinhaldenfeld gehoben wurden und prachtvollen Goldschmuck enthielten. Aus der Keltenzeit stammt auch der erste bisher auf uns gekommene Fund aus dem Nesenbachtal, dem Bereich der eigentlichen Siedlung Stuttgart.

Zwischen 85 und 90 wurde unser Gebiet dem römischen Weltreich angegliedert. Bei Cannstatt entstand ein Kastell, in das zum Schutz der hier zusammenlaufenden Fernstraßen von Mainz und Straßburg, das Remstal oder das Neckartal aufwärts zur Donau eine Reitertruppe gelegt wurde. Römische Gutshöfe, die sich zahlreich am Neckar finden, wurden auch im Nesenbachtal entdeckt. Um 260 wird das mittlere Neckarland von den Alemannen in Besitz genommen. Auch unter den frühen alemannischen Herzögen behielt Cannstatt eine bevorzugte Stellung. In der deutschen Geschichte bekannt ist das Strafgericht, das der fränkische König Karlmann 746 an den aufsässigen alemannischen Großen vollzog. Im 7. Jahrhundert begann von Cannstatt aus die Besiedlung des Stuttgarter Tales. Zwei Weiler — Tunzhofen und Immenhofen — wurden angelegt. Neben diesen gab es vielleicht noch eine dritte Siedlung: Frankenbach. In der Mitte des 10. Jahrhunderts tritt Stuttgart ins Licht der Geschichte. Um 950 hat der Überlieferung nach der damalige Herzog von Schwaben, Ludolf, ein Sohn des deutschen Kaisers Ottos I., hier in diesem Seitental des Neckars ein Gestüt — ein Stuogarten — angelegt. Es gibt der sich im Anschluß hieran entwickelnden Siedlung den Namen. Auf die Herkunft aus einem Gestüt weist auch die Wappendarstellung unserer Stadt hin: das Rößle. Um dieses Gestüt entsteht allmählich eine dörfliche Siedlung, deren wirtschaftliche Grundlage vor allem der Weinbau bildete. Um 1160 wird Stuttgart erstmals namentlich genannt (Hugo de Stuoarten). Die Nennung eines Hochadligen um 1160 läßt vermuten, daß dieser hier eine Burg, zumindest aber ein festes, standesgemäßes Haus hatte. Ob und inwiefern dieser Bau mit dem heutigen Alten Schloß in Verbindung gebracht werden kann, ist noch nicht geklärt. Um 1175 wird die bei der Siedlung vorhandene kleine Kapelle — der Vorgänger der heutigen Stiftskirche — durch den Anbau eines Turmes an ihrer Südseite vergrößert. In der 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts gelangt Stuttgart an das Haus Baden. Markgraf Hermann V. (1190-1242) verleiht der Siedlung um 1219 das Stadtrecht.

Der erste Württemberger, von dem wir Kunde haben, Konrad, kommt vermutlich aus dem heutigen Luxemburg. Er erwirbt hier durch Heirat Besitz, baut sich um 1080 eine Burg, deren Kapelle 1083 geweiht wird, nennt den Burgberg Württemberg u. wird Stammvater des nachfolgenden Grafen-, Herzog- und Königshauses. Ein Nachkomme, Graf Ulrich I., heiratet eine Tochter Markgraf Hermanns V. von Baden, die ihm um 1250 die Stadt als Mitgift zubringt. Infolge der häufigen kriegerischen Auseinandersetzungen mit der Burg Württemberg benachbarten Reichsstadt Esslingen verlegt Graf Eberhard der Erlauchte 1320/21 seinen Sitz nach Stuttgart und überführt hierher auch das Erbbegräbnis seines Geschlechts von Beutelsbach im Remstal mit dem dortigen Chorherrenstift. Die Übertragung der württembergischen Grablege erfordert die Vergrößerung des Chors der hiesigen Kirche, an dem bis etwa 1350 gebaut wird. Die nächste Bauphase der nunmehrigen Stiftskirche umfaßt ein Jahrhundert, die Jahre 1433 bis 1531. Die Baumeisterfamilie Joerg (Hänslin und Aberlin) bauen das Gotteshaus zu einer spätgotischen Hallenkirche um und errichten den Westturm. Eberhard sorgt auch für ein festes Haus und einen repräsentativen Wohnsitz. Zwischen 1320 und 1340 errichtet er den Kernbau des heutigen Alten Schlosses, den sog. Türnitzbau. Stuttgart wird allmählich Verwaltungsmittelpunkt der Grafschaft. 1456 erbauen sich die Bürger auf dem Marktplatz ein Rathaus. 1482 wird Stuttgart zur Haupt- und Residenzstadt der Grafschaft Württemberg bestimmt.

Im 14. Jahrhundert ist die von Wall, Graben und Mauer umgebene Stadt offenbar gänzlich überbaut. Für die wachsende Einwohnerzahl muß eine Vorstadt angelegt werden, die Leonhards- oder Esslinger Vorstadt, um eine südöstlich der Stadtmauer gelegene, schon im 14. Jahrhundert genannte Kapelle, die dem Heiligen Leonhard gewidmet war. Die Kapelle wird im 15. Jahrhundert von Aberlin Joerg ausgebaut. Diese Verdopplung des Stadtgebiets reicht jedoch nur knapp 100 Jahre. Im 15. Jahrhundert entsteht im Nordwesten der alten Stadt die Turnieracker- oder Liebfrauenvorstadt. Ihr Name rührt her von dem herrschaftlichen Turnieracker bzw. einer hier stehenden Unserer Lieben Frauen geweihten Kapelle. 1473 wird in Stuttgart ein Dominikanerkloster gestiftet. Es ist das einzige Kloster



Charlottenplatz



Altes Schloß

in unserer Stadt. Die kleine Liebfrauenkapelle wird von Aberlin Joerg in den Jahren 1471-1493 zur Klosterkirche umgebaut. Das Dominikanerkloster besteht jedoch nur kurze Zeit. Nach der Einführung der Reformation wird es im Jahre 1536 aufgehoben und die Klostergebäude werden als Spital verwendet.

1495 wird Württemberg Herzogtum.

Die Zeit Herzog Ulrichs (1498-1550) führt das Land in eine tiefe Krise. 1514 löst die Verschwendungssucht und die Bedrückung der niederen Schichten den ersten revolutionären Bauernaufstand in der württembergischen Geschichte, den sog. Arnen Konrad, aus. 1519 überfällt Ulrich die Reichsstadt Reutlingen; er wird von den Truppen des Schwäbischen Bundes geschlagen, die ihn aus seinem Herzogtum vertreiben. 1520-1534 ist Württemberg ein habsburgisches Territorium. Erst 1534 kann Ulrich sein Land wieder in Besitz nehmen. Die Regierungszeit seines Nachfolgers, Herzog Christophs (1550-68), bringt Stuttgart in eine Blüte in der Bautätigkeit. Unter ihm werden am bisherigen einflügeligen Bau des Alten Schloßes von Aberlin Tretsch drei Flügel angebaut. Der Turnierhof mit den Bogengalerien, überspannt mit Kreuzgewölben, ist eine damals weitberühmte Sehenswürdigkeit. Unter Herzog Ludwig (1568-93) entsteht als glanzvollster Renaissancepalast in der Stadt das neue Lusthaus durch Georg Beer. Es ist 1593 vollendet. Von ihm blieben leider nur einige Architekturteile übrig, die jetzt in den Anlagen stehen. An seinem Platz erhebt sich heute das 1910-1913 von Theodor Fischer errichtete Kunstgebäude. Von einem anderen berühmten Baumeister, Heinrich Schickhardt, blieb der Renaissancegiebel von 1596 an der großen Kelter am heutigen Schillerplatz erhalten.

beträgt sie etwa 4500. 1686 wird das Gymnasium Illustre erbaut. Sein berühmtester Schüler war der in Stuttgart geborene Georg Wilhelm Friedrich Hegel.

Die Bautätigkeit in der Stadt wird dann vor allem von Herzog Carl Eugen (1744-93) fortgesetzt. Er beginnt 1746 mit dem Bau des Neuen Schloßes, zu dem die Bürger der Stadt eine beträchtliche Summe beisteuern müssen für das Versprechen, die Residenz, die vorher

nach Ludwigsburg verlegt worden war, in Stuttgart zu belassen. Baumeister des Neuen Schlosses sind Leopold Retti, Philippe de la Guépière, R. F. H. Fischer und Nicolaus Thouret. 1807 ist der Bau vollendet. Guépière ist auch maßgebend am Bau von Schloß Solitude und R. F. H. Fischer als Baumeister von Schloß Hohenheim tätig. Herzog Carl Eugen verdankt Württemberg die Errichtung einer der bedeutsamsten und fortschrittlichsten Erziehungsanstalten seiner Zeit. 1770 rief er auf der Solitude eine Militärakademie ins Leben, die 1775 nach Stuttgart verlegt und die als Hohe Carlsschule 1781 zur Universität erhoben wurde. Diese bildete Friedrich Schiller 1773-1780 zum Militärarzt aus. 1781 erscheint Schillers dichterisches Erstlingswerk „Die Räuber“. 1782 flieht der Dichter nach Mannheim.

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts zählt Stuttgart rund 19000 Einwohner.

1803 wird Württemberg Kurfürstentum und ab 1. Januar 1806 Königreich.

König Friedrich legt nicht nur die Grundlagen des neuen Staates, dessen Umfang und dessen Bevölkerungszahl durch Koalitionskriege, Reichsdeputationshauptschluß und dem Beitritt Württembergs zum Rheinbund auf mehr als das doppelte angewachsen sind, König Friedrich schafft auch die Voraussetzungen für die Entwicklung und den Ausbau Stuttgarts zu einer königlichen Haupt- und Residenzstadt. In seiner Regierungszeit fallen die Mauern, Tore und Türme bis auf geringe Reste. Als neue Prachtstraße wird die Königstraße angelegt. Hauptbaumeister dieser Zeit ist Nicolaus Thouret. Die Bautätigkeit verstärkt sich noch unter seinem Nachfolger, König Wilhelm I. (1816-64). Giovanni Salucci errichtet 1820-24 auf dem Rotenberg die Grabkapelle für des Königs erste, 1819 verstorbene Frau, die russische Zarentochter Katharina. Leider fällt diesem Bau die alte Stammburg der Württemberger zum Opfer, die abgebrochen wird. Salucci baut für den König 1824-29 auch Schloß Rosenstein und 1834-40 entsteht nach seinen Plänen das Wilhelmspalais. Ludwig Zandt errichtet in den Jahren 1842-1853 die Wilhelma (heute botanisch-zoologischer Garten) in Cannstatt. In der Neckarstraße in Stuttgart erbaut G. Barth 1838-43 die Staatsgalerie und am Schloßplatz entsteht von 1855-59 der Königsbau von J. M. Knapp und C. F. Leins. Von Leins stammt auch die Villa Berg (1845-53), die heute dem Süddeutschen Rundfunk zur Verfügung steht. Das Cannstatter Volksfest geht ebenfalls auf König Wilhelm I. zurück; im Jahre 1818 wurde es erstmals gefeiert. Ursprünglich war es mehr eine Landwirtschaftsschau, während heute Unterhaltung und Vergnügen den Charakter des Volksfestes bestimmen.



Kunstgebäude

Fotos: Stadtarchiv und Bildstelle Stadtmessungsamt Stuttgart

Stuttgart entwickelt sich in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zum unbestrittenen kulturellen Mittelpunkt des Landes. Die Dichter Ludwig Uhland, Nikolaus Lehnau und Wilhelm Raabe leben einige Zeit in der württembergischen Hauptstadt, Gustav Schwab, Wilhelm Hauff und Eduard Mörike sind dort gestorben. 1810 überführt der Verleger der Werke von Goethe und Schiller, Johann Friedrich Cotta, seinen weltberühmten Verlag von Tübingen nach Stuttgart. 1829 gründet man in Stuttgart das spätere Polytechnikum; dies wird 1890 Technische Hochschule und 1967 Universität. In Hohenheim entstand 1818 eine Landwirtschaftsschule, die 1904 zur Landwirtschaftlichen Hochschule und 1967 ebenfalls zur Universität erhoben wurde.

Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts wandelt die sich stürmisch entwickelnde und ausdehnende Industrie das bauliche Bild der Stadt wie auch das soziale Gefüge ihrer Bewohner tiefgreifend um. Das Inkrafttreten des Zollvereins 1834, der Ausbau des württembergischen Eisenbahnnetzes, an das Stuttgart als Verkehrsmittelpunkt 1846 angeschlossen wird und die Gründung der Zentralstelle für Handel und Gewerbe 1848, an der Ferdinand Steinbeis tatkräftig wirkt, bringen den entscheidenden Durchbruch zur industriellen Produktionsweise. Die Bedeutung dieser Entwicklung wird offenkundig, betrachtet man die Zahl der Einwohner: 1830 gibt es in Stuttgart 25 000 Einwohner; 1852 hat sich deren Zahl verdoppelt; am Ende des Jahrhunderts hat Stuttgart rund 175 000 Bewohner. Zwei Namen sind es vor allem, die als Paradigma für Stuttgarts industrielle Entwicklung genannt werden müssen: Gottlieb Daimler und Robert Bosch. Daimler erfindet 1883 in Cannstatt den schnelllaufenden Benzinmotor und Bosch entwickelt hierfür in seinem 1886 gegründeten Werk eine sichere Zündeinrichtung, die „Bosch-Kerze“.

Die sich entwickelnde Industrie benötigt Arbeitskräfte, diese brauchen Wohnungen. Der Talkessel ist inzwischen ausgefüllt, Straßen und Häuser klettern jetzt die Hänge hinauf. Mit dem Beginn des 20. Jahrhunderts entwickeln die Architekten Theodor Fischer, Paul Bonatz und Paul Schmitthenner ihre neuen Bauideen und begründen eine neue Baugesinnung. Das 1905 eingeweihte neue Stuttgarter Rathaus ist noch „gotisch“ gestaltet und auch die beiden Häuser des von M. Littmann 1909-12 erbauten Landestheaters sind noch vom Historismus beeinflusst. Eine Wende kündigt der nach Plänen von Paul Bonatz und Friedrich Schuler begonnene Bahnhofsneubau an. 1914 wird der Grundstein gelegt und 1928 ist der Bahnhofsneubau vollendet. Auch das 1910-1912 erbaute Gustav-Siegle-Haus und das 1913 fertiggestellte Kunstgebäude, beide von Theodor Fischer, vertreten die neue Architektur. 1928 entsteht als erstes Stuttgarter Hochhaus der Tagblatt-Turm. Internationales Interesse findet die anlässlich der 1927 veranstalteten Werkbund-Ausstellung erbaute Weißenhof-Siedlung.

Aller Ausbau der wenigen im Stuttgarter Talkessel bzw. an den Hängen noch freien Flächen kann jedoch nicht verhindern, daß der Lebensraum der ungeheuer wachsenden Stadt zu eng wird. Für Stuttgart wird es eine Lebensnotwendigkeit, die unmittelbaren Nachbargemeinden und deren Markung sich anzugliedern. Brauchte Stuttgart Gelände für Wohnsiedlungen und Industrieanlagen, so wurde die Eingemeindung z. T. aber auch von den Nachbargemeinden gewünscht, die bei großen und steigenden kommunalen Ausgaben nur über geringe Einnahmen verfügten. Gaisburg kommt 1901, Cannstatt, Untertürkheim und Wangen 1905, Degerloch 1908 zu Stuttgart. Den ersten Weltkrieg übersteht die Stadt, abgesehen von einigen Bombentreffern, ohne Schäden. 1918 dankt der beliebte König Wilhelm II. ab. Es kommt jedoch kaum zu revolutionären Erschütterungen, da radikale Parolen wenig Widerhall finden. 1924 beginnt der Stuttgarter Rundfunk seine Sendungen. Auch der Vergrößerung des Stadtgebiets muß wieder Augenmerk zugewendet werden. 1922, 1929, 1931, 1933, 1937 und im Kriegsjahr 1942 finden Eingemeindungen statt. Für den sich verstärkenden Luftverkehr wird der erste Stuttgarter Flugplatz, der Cannstatter Wasen, bald zu klein, so daß Stuttgart nach Böblingen ausweichen muß; 1938/39 wird der Flughafen von hier nach Echterdingen verlegt. Im II. Weltkrieg erleidet Stuttgart schon 1940 die ersten Luftangriffe. 1943 und 1944 wird das ganze Stadtgebiet durch Bombenangriffe schwer getroffen und die Innenstadt vernichtet. Am 21. April 1945 besetzen französische Truppen die Stadt. Als Oberbürgermeister wird am 23. April der

Stuttgarter Rechtsanwalt Dr. Arnulf Klett (†) eingesetzt. Am 8. Juli kommt Stuttgart zur amerikanischen Besatzungszone. Stuttgart wird Hauptstadt des Landes Württemberg-Baden und ist seit 1952 Hauptstadt des damals neugebildeten Bundeslandes Baden-Württemberg.

Stadtarchivdirektor Dr. Kurt Leipner, Stadtarchiv Silberburgstr. 191, 7000 Stuttgart

Herbert Günther

Friedrich Schnack zum Gedenken

Der Dichter und Sänger des „fränkischen Seelenspiegels“ († 6. März 1977)

*Licht zu verbreiten, Laternen in der
Finsternis der Zeit anzuzünden: dazu
scheint mir der Dichter berufen zu sein*

Dichtung sei heilsam! Friedrich Schnack

Immer, wenn ich durch Franken gewandert bin, begleitete mich das herrliche Gedicht „Franken“ von Friedrich Schnack, das mit der Strophe ausklingt:

*Die gute Heimat muß ich feurig preisen:
Hier wohnte Friedrich Schnack in einem kleinen Haus.
Er sah den Main zum fernen Rheine reisen
Und lobte Gott und trank den Weinkrug aus.*

Schon 1936 rühmte ich in meinem Frankenbuch den „Heimatfrohen und Weltseligen“. 1938, zu seinem 50. Geburtstag, veröffentlichte ich meinen ersten Aufsatz über ihn. Beides wurde von ihm herzlich begrüßt. Viele weitere Arbeiten folgten — bis zu diesen Zeilen, fast vierzig Jahre später.

Dreißig Jahre bin ich mit Friedrich Schnack auch persönlich verbunden gewesen. Ein heiterer Anlaß war es, der mich zum ersten Mal unter sein Dach führte: die Hochzeitsreise an den Bodensee. Aber das Jahr 1947 war hart. Auch Schnack schaute nicht unbesorgt in Gegenwart und Zukunft. In Erinnerung an jene magere und doch glückliche Märzwoche unserer Hochzeitsfahrt haben meine Frau und ich Überlingen zwei Jahre später im Sommer wiedersehen wollen. In diesen Monaten schenkte uns Schnack seine Freundschaft. Manchen Abend haben wir bei ihm verbracht und bei seiner gastlichen Frau Edmée. Fast immer war auch der geliebte Sohn Sebastian dabei, dem der Vater das lebensegnende Gedicht geschrieben hat: „Mein Kind, auf Erden freue dich“. Natürlich versäumte man auch nicht, sich nach dem Befinden der übrigen Hausgenossen zu erkundigen, die zur Familie gehörten: ein Kater, ein Meerschweinchen und ein schwarzes Huhn. Unter der Hand dieses Dichters gesellten sie sich zu ungewöhnlicher Kameradschaft. In seinem Arbeitszimmer sah man außer der Bibliothek eine Schlangenhaut aus Madagaskar, das Nest eines Webervogels aus Bambus und Schilf und große Kästen voller Schmetterlinge. Eine Lupe war immer zur Hand.



Friedrich Schnack (links)
mit Herbert Günther und Elena Günther-
Glasunow. Überlingen, August 1949

Doch mit Friedrich Schnack konnte man nicht lange im Zimmer sitzen. Wir haben viele Wanderungen zusammen gemacht. Dabei erlebte ich, welch ein naturkundiger Mann er war. Er kannte jede Pflanze und jedes Tier wie er die Sterne kannte, die er zu deuten vermochte. 1956 wurde er mit dem Adalbert-Stifter-Preis der Schutzgemeinschaft Deutscher Wald ausgezeichnet. Er hatte sich den Zusammenhang der Schöpfungsbereiche im Universum erschlossen, und alle Kreatur kam ihm entgegen. Die Tiere gesellten sich ihm zu, die Pflanzen gediehen unter seiner Hand. Und im Gespräch streifte er mühelos durch die Räume der irdischen und der kosmischen Welt.

1953 zog er mit seiner Familie nach Lugano. Es traf sich, daß meine Frau und ich dort die ersten Gäste waren. Als wir am übernächsten Tage bei Hermann Hesse in Montagnola am Teetisch saßen und ich erwähnte, welcher neue Nachbar zugezogen sei, war Hesse hochofrend und rühmte sogleich den „schönen, langen Atem“ des Lyriker Friedrich Schnack. Später sind wir beide nach München gezogen, er aus Baden-Baden, ich aus Paris, und gerne folgte er nun einer Einladung zu einem Spaziergang durch den Perlacher Forst. Kam dabei die Rede auf Bücher, bekannte er entschieden: „Literatur interessiert mich nicht, — nur Dichtung!“ Einmal blieb er auf einem solchen Wege stehen und rief aus: „Die Wirklichkeit ist schon da. Wesentlich ist allein ihre dichterische Gestaltung! Das vergessen die realistischen Schriftsteller“.

Schnack war kein Literat. Vielleicht liegt es auch daran, daß er in unseren vielen Unterhaltungen niemals abfällig über andere Dichter sprach wie es unter Literaten so oft geschieht. Er wußte, wer er war, aber er war, wieder im Gegensatz zu vielen Literaten, nicht eitell. Doktor- und Prüfungsarbeiten wurden in Deutschland und im Ausland über ihn geschrieben, Akademien wählten ihn zum Mitglied, der Bund und das Land Bayern verliehen ihm höchste Auszeichnungen, er sprach nie davon, blieb unverändert auf das Wesentliche gerichtet, auf seine Arbeit, fröhlich und ohne Dünkel.

Friedrich Schnack hat das deutsche Gedicht um neue Töne und Bilder bereichert. In seiner Lyrik klingt die Eichendorff-Welt der Morgenfrühe und des Waldes, aber es ist kein romantisches Posthorn, auf dem er bläst. Seit Max Dauthendey hat keiner die Heiterkeit, die Innigkeit und den Ewigkeitsglanz ihrer gemeinsamen fränkischen Heimat gepriesen wie Schnack, keiner auch wie er die Wunder des Urwalds, doch sein „fränkischer Seelen Spiegel“ ist vergeistigter, verfeinerter und geformter. Schnacks Gedichte sind sinnhaft und geistvertieft. Für ihn ist „Lyrik die höchste Kunst“ und „die kräftigste Zauberformel“. Er ist ein Meister und Magier ihrer Beschwörung. Mehr als sechzig Jahre liegt es zurück, daß im März 1913 sein erstes, schmales Gedichtheft „Herauf, uralter Tag“ sogleich seine unverwechselbare Melodie ertönen ließ, von der „geheimnisvollen Musik“ erfüllt, ohne die für ihn kein Gedicht vollkommen ist. Ein Jahr darauf verschlug der erste Weltkrieg ihn in die Türkei. Am Bosphorus fand er die farbenglühenden Bilder und wogenden Klänge für sein entscheidendes Jugend-Gedichtbuch „Das kommende Reich“: sein ihm eigentümliches Sprach-Reich. Später wurde er schlechter, knapper und spruchhaft-weise, blieb aber gleich musikalisch. Schnack ist einer der großen deutschen Lyriker, jenseits von Zeitmoden.

Im unterfränkischen Rieneck am 5. März 1888 — nach seinem Wort einem „Lyrikermonat“ — geboren, besuchte er „als ‚möblierter‘ Schüler“ die Oberealschule in Würzburg, ohne zu ahnen, daß Würzburg ihm als Erstem 1966 den Kulturpreis verleihen würde, 1964 hatte er schon im Städtischen Weinkeller von Hammelburg die Bürgermedaille erhalten. Sein Urgroßvater Kaspar Schnack war ein „wanzender Handwerker“ gewesen. Großvater und Vater sind in Weibersbrunn im Hochspessart geboren; dem Großvater, Rodmeister in der Forstverwaltung, verdankt die Gemeinde die äußerst wertvolle Kreuzigungsgruppe von Riemenschneiderschem Rang in der Kirche, die er erwarb und ihr zuwendete. Der Vater wäre gerne Musiker geworden, er mußte Beamter werden, Gerichtsvollzieher. Die Mutter stammte aus Alzenau bei Aschaffenburg, Gartenfreundin wie die Großmutter. Durch den Dienst des Vaters lebte die Familie in verschiedenen fränkischen Städtchen, so daß Friedrich Schnack sagen konnte: „Meine Jugend verbrachte ich ganz in Franken, in den Sinn-, Saale- und Maintälern, zwischen Spessart, Steigerwald und Frankenwald, in den Obst-, Korn- und Weingegenden von Aschaffenburg, Würzburg

und Bamberg". Übrigens ist er auch später nie lange seßhaft geblieben. Ich kenne keinen deutschen Dichter, der so oft den Wohnsitz gewechselt hat wie er.

Viele Jahre hat der Enkel von Wiesbauern, Pflanzengärtnern, Glasmachern, „Wald-Bohemiens“, als Angestellter in Handels- und Industriekontoren gesessen, in den Büros von Banken, Genossenschaften, Zeitungen, und er hat diese Zeit nie bedauert, blieb er doch so dem Alltag nahe. Der sensible Poet zeigte sich zeitlebens auf seltene Weise auch kaufmännisch und praktisch begabt, sein Leben zu meistern. 1925 heiratete er Edmée Denso, deren Urgroßvater der Maler Julius Schnorr von Carolsfeld war, und ließ sich zunächst in ihrer Heimat, der Gartenstadt Hellerau bei Dresden, als freier Schriftsteller nieder.

1929 empfängt er den Lessingpreis, 1930 den nur einmal, nur ihm verliehenen Großen Preis der Berliner Akademie der Künste: Er erfüllt sich den Wunsch einer Reise zu seiner Traum-Insel Madagaskar. Franken, den kleinasiatischen Orient und Madagaskar hat Schnack als die Haupteindrücke seines Lebens bezeichnet. Mit seinem Buch „Große Insel Madagaskar“ gelang ihm eine Reise-Dichtung von bleibendem Wert. In diesem Schmetterlingsparadies wurde er auch zum Dichter vom „Leben der Schmetterlinge“. Kein Geringerer als Hugo von Hofmannsthal hat das Schmetterlingsbuch von Schnack besonders gerühmt. Die Falterlegenden „Der Lichtbogen“ gehören zu seinen stärksten Dichtungen.

In seinen Naturdichtungen, in der Geo-Poesie seiner Reisebücher, in seinen poetischen Sachbüchern stecken Fleiß und Kenntnisse eines Gelehrten. Dieser Zug des Natur-Erlebnisses durch Natur-Durchforschung ist goethisch. Gleich Goethe aber blieb Schnack bei aller Wissbegierde Dichter.

In der Reihe der Romane gehören als Entfaltungsromane dreier Lebensalter und Landschaften nebeneinander die Bände „Beatus und Sabine“ aus der Landschaft von Heidelberg und Neckar, „Sebastian im Wald“ aus den Flußgegenden der fränkischen Saale und der Sinn, mit deren Wasser Schnack getauft ist, und „Die Orgel des Himmels“, die zwischen den Hügeln des Mains von Würzburg und Vierzehnheiligen tönt, wo er aufwuchs. Oft ist es die Landschaft Frankens, die er gestaltet; unter dem Städtchen, in dem zwei Jungen die Abenteuer ihrer Ferien in den „Goldgräbern in Franken“ erleben, ist Kronach zu denken, aber auch andere Landschaften hat er immer wieder eingefangen: in der zarten Liebesgeschichte eines jungen Mädchens „Der erfrorene Engel“ die Landschaft Freiburgs und Berchtesgadens, in der „Wundersamen Straße“ verschiedene Teile Bayerns. Doch Schnack ist ebenso wenig nur der Dichter Frankens wie er nur der Dichter des Waldes ist, mag man auch „Sebastian im Wald“, das um Hammelburg spielt, oder „Das Waldkind“ aus dem Bayerischen Wald mit Recht Waldlieder in Prosa oder Wald-Sinfonien genannt haben. Schnack geht es niemals um Heimatliteratur, er hat nach eigenem Worte „immer den Versuch gemacht, die Landschaft als Spiegel des Seelischen aufzubauen, nicht als Kulisse“. Es sind lyrische Romane voller Idylle, Naturmystik, legendärer Märchenhaftigkeit, wobei ihm besonders naturhafte Mädchengestalten glücken. Erst All das zusammen bedeutete ihm sein „Fränkisches Universum“.

„Wer sich für die Dichtung entscheidet, entscheidet sich für das Eingesponnensein“, schrieb Schnack mir einmal als Widmung in eines seiner Bücher. Sein Eingesponnensein schenkte ihm die Kraft, „Wunden zu heilen und Herzen zu trösten“. Sein Lebensgefühl ist rein, ehrfürchtig, weltfromm. Dieser Dichter meint, „Dichtung solle heilsam sein, dem geschundenen Menschen helfen und ihn nicht auch noch schinden“. Für den gehetzten und gängsteten Menschen von heute ist die kraftspendende Wirkung seines stillen, lautlosen Lebens ein Beispiel, sein Werk Wohltat und Lebenselixier, ein Heilschatz des Einfachen. Schnack hat sich selber einmal zugerufen: „Der Dichter muß in die Natur hineingehen, aber wieder aus ihr heraustreten in die Geistwelt, er muß in die Tiefe sinken, doch mit Schätzen beladen emporstiegen“. In diesem Sinne war Friedrich Schnack ein schätzebeladener Zauberer, ein Kunder des himmlischen Wunders im Irdischen.

Schnack hat nie auf den zweifelhaften Bestseller-Listen der sogenannten aktuellen Bücher gestanden, die meist so schnell vergänglich sind wie die Mode. Doch sein literarisches Lebenswerk, das wohltuend frei ist von allen äußeren Sensationen, hat ruhig und stetig eine

Verbreitung von mehr als einer Million Exemplaren gefunden. Das bedeutet: viele seiner Bücher haben sich als wertbeständig gezeigt in einer Zeit ständig wechselnder Bewertungen, sie haben mehrere Generationen von Lesern erreicht, was nicht vielen Zeitgenossen beschieden war und ist. Ihre weite und tiefe Wirkung ist ein tröstliches Zeichen in liebearmer Zeit.

Zu seinem 85. Geburtstag 1973 hatte Schnack sich und uns mehrere graziöse Gaben auf den Tisch gelegt, darunter seinen neuen Band mit dem verlockenden Titel „Die schönen Tage des Lebens“. Bei der ständigen Verdrießlichkeit und der unzufriedenen Nörgelei vieler heutiger Autoren möchte man meinen, es gebe sie gar nicht mehr: schöne Tage des Lebens. Schnack nimmt den Leser behutsam an die Hand und führt ihn freundlich-erzählerisch durch das Jahr der Natur und durch das Kalenderjahr, wobei er zugleich bei den weltlichen und kirchlichen Festtagen verweilt, kenntnisreich-lebensweise auch so an das Bleibende im Zeitlichen erinnert.

Das kostbarste Geschenk zu seinem 85. Geburtstag war Schnacks Auswahl seiner „Gedichte aus fünfzig Jahren“ unter dem bezeichnenden Titel „Traumvogelruf“. Wie schon 1968 bei dem Festabend zur Überreichung des „Bayerischen Poentalers“ durch die Münchner „Turmschreiber“ an Schnack, sprach ich, diesmal im Rundfunk, wieder eine Laudatio auf ihn, und anschließend las er, unverändert wie eh und je mit seiner musikalisch-volltönenden, leicht melodios-fränkisch gefärbten Stimme, die bei aller Kraft der Dichtung ihr Geheimnis ließ. Einen lyrisch „Begnadeten“ hatte ihn schon Theodor Däubler genannt. Oskar Loerke empfand ihn als „einen der magisch Mächtigen in der heutigen Dichtung“. Er ist es geblieben. Nicht zufällig haben auch Max Mell und Hans Carossa ihn geliebt.

Am 5. März hat Friedrich Schnack gesund und heiter noch seinen 89. Geburtstag gefeiert. Er fuhr mit seiner Familie ein wenig ins Freie, was er immer sehr genoß. Am späten Nachmittag habe ich lange mit ihm telefoniert. Auf meine Frage, wie es ihm gehe, antwortete er mit Überzeugung: „Gut!“ Er habe einen frohen Tag gehabt, glücklich und zufrieden mit Frau Edmée, Sebastian, Enkeltochter und Enkelsohn, die inzwischen erwachsen sind, und er fügte hinzu „Ich kann auch noch immer meinen Wein trinken“, was er mit Maßen liebte. Auch mit der Arbeit an seinen poetischen Lebenserinnerungen sei er gut vorangekommen; der zierliche, behende Dichter war noch immer ebenso schöpferisch und fleißig wie zeitlebens und saß tagtäglich am Schreibtisch. Mehr als hundert Bücher sind von ihm erschienen. Eine besondere Freude sei es ihm, sagte er noch, daß er gerade an seinem Geburtstag eine Neuauflage seines Buches „Der glückselige Gärtner“ vom Herder-Verlag erhalten habe. Wir verabredeten, daß ich ihn und Frau Edmée, zusammen mit meiner Frau, in der übernächsten Woche wieder einmal besuchen sollte.

Nichts konnte unerwarteter sein als der Anruf von Frau Edmée, daß er in der Nacht nach seinem Geburtstag gestorben sei, kampflös, an einer plötzlichen Lungenembolie, in sich zusammengesunken.

Auf dem Waldfriedhof in München haben wir ihn zur letzten Ruhestätte begleitet, „wo die Fichtenspitzen ranken“, wie er in seinem Gedicht „Liebe nach dem Tode“ geschrieben hat. Eine hohe Fichte steht neben seinem Grabe, eine Gruppe junger Birken dahinter. Friedrich Schnack hat sich immer den Schmetterlingen als den lichtesten Wesen unter allen Geschöpfen und den Sinnbildern der Unsterblichkeit nahe gefühlt. Als der helle Sarg sich in die Erde gesenkt hatte, nahte ein früher Schmetterling und schwebte über ihm. War es der Apollofalter, der in Schnacks vielleicht schönster Prosa-Dichtung, der Legende „Der Falter des Homer“ „seelenart“ vor dem Munde des sterbenden Dichters flattert? Auch Verse von Friedrich Schnack hörte ich in mir, wie von ihm selbst gesprochen:

*Die so kühn an mir vorüberstreichen,
Selig reisend durch der Lüfte Hauch –
Meine Seele möchte ihnen gleichen:
Ach, sie schlägt mit bunten Flügeln auch!*

Schriftsteller Herbert Günther, Am Perlacher Forst 190, 8000 München 90

Das Bierbrauen in und um Ansbach

Wenn auch in Trinkliedern immer wieder „Gambrinus“, der sagenhafte König, als Erfinder des Gerstensaftes besungen wird, so soll die Kunst des Bierbrauens schon bei den Assyrern und Babyloniern vor rd. 6000 Jahren und bei den Chinesen und Japanern auch schon 3000 Jahre vor Christus bekannt und geübt worden sein. Von ägyptischen Königen, aus der Zeit von 2000 Jahren vor Christus, sollen schon „Hofbrauereien“ eingerichtet worden sein, aus denen, dem seinerzeitigen Totenkult zufolge, den Verstorbenen Krüge voll Bier mit ins Grab gegeben wurden.

Auch unsere germanischen Vorfahren, die „alten Deutschen“, verstanden wohl schon Bier herzustellen. Von ihnen berichtet Cornelius Tacitus in seiner Geschichte „Germania“: „Ihr Getränk ist ein Saft von Gerste oder Würze, das eine Ähnlichkeit mit schlechtem Wein hat“.

Schon zu früher Zeit waren Gerste, Weizen und Hafer die Grundlage der Bierherstellung. 801 befahl Kaiser Karl der Große den Aufsehern seiner Meierhöfe, gute „Künstler“ in Dienst zu nehmen, wie Schmiede, Wagner, Schuster und Bierbrauer. Die letzteren konnten wohl schon seinerzeit Most aus Äpfeln und Birnen sowie auch Bier herstellen, zum Trinken durchaus tauglich!

Auch der Hopfenbau war seinerzeit schon bekannt. Erstmals soll in einer Urkunde aus dem Jahre 736 n. Chr. die Rede von „Hopfengärten“ in Geisenfeld (Hallertau) sein.

Eine weitere Urkunde Pippins d. Kleinen aus dem Jahre 768 erwähnt Hopfengärten, die sich in der Nähe Freising befanden. Auch die Hopfenkulturen Spalts sind im 8. Jahrhundert urkundlich erwähnt. Von der Verwendung des Hopfens zum Bierbrauen spricht eine Urkunde 1079 und in der Folgezeit ist die Verwendung des Hopfens allgemein.

Aus kleinsten Anfängen der Vorzeit entwickelte sich in unserem Bereich das Bierbrauen erst richtig im Mittelalter, hauptsächlich in den Städten, Klöstern und an den Herrnsitzen. Schon seit 724 soll im Benediktinerkloster Weihenstephan und auch im 8. Jahrhundert im Kloster St. Gallen Bier gebraut worden sein.

Kaum verwunderlich ist es, daß auch im Kloster Heilsbronn schon im Jahre 1385 eine Brauerei entstand, neben den ersten bekannten Brauereien des weiteren Heimatkreises wie z. B. in Nürnberg und Schwabach. Wie ein Chronist berichtet, wurde die Brauerei im Kloster Heilsbronn jedoch „nicht schwunghaft betrieben“; sie lieferte nur den Haustrank.

In der Stadt Ansbach selbst dürfte vor dem Jahre 1400 kaum eine Bierbrauerei bestanden haben. Burggraf Friedrich VI. verlegte erst um 1400 seine Hofhaltung von Cadolzburg nach Ansbach. In einer umfangreichen Aufzählung der ortsansässigen Gewerbe aus dem Jahre 1407 sind zwar vielerlei Berufe, aber keine Brauer enthalten.

Hiernach war also die Brauerei in dem umfangreichen, weitem als sehr gastlich bekannten Kloster in Heilsbronn aus dem Jahre 1385 die erste im gesamten Kreis Ansbach!

Das erste größere Brauhaus in der Stadt Ansbach dürfte das auf das Jahr 1670 zurückgehende „Markgräfliche Hofbräuhaus“ sein. Erstmals soll in den Akten der Stadt Ansbach in einer Steuerverordnung vom Jahre 1534 vom „Pier“ die Rede sein, das seinerzeit mehr und mehr Einführung fand. Mitte des 17. Jahrhunderts wurde der viel begehrte Gerstensaft jedoch in 14, zum Teil kleinen und von „Tavern“ - Wirtschaften betriebenen Brauereien produziert, die mit einer „Brauerechtigkei“ ausgestattet waren. Heute produzieren noch 3 Brauereien den beliebten Gerstensaft.

Vergleichsweise sei noch erwähnt, daß nach einer Urkunde aus dem Jahre 1372 die Bierbrauereien in München den Bedarf des dort so beliebten Getränkes schon nicht mehr decken konnten! Der bayerische Herzog Stephan erlaubte dieserhalb, daß jeder Münchner selbst Bier brauen durfte.

Um diese gleiche Zeit war in unserer Gegend wohl noch der Wein das in den Wirtschaften am meisten ausgeschänkte Getränk. Der Weinbau wurde, entgegen den letzten Jahrhunderten, auch vielfach im Umkreis von Ansbach betrieben. Der Flurnamen